

Ein Tag im Feldlazarett UQDH

Autor(en): **Darbre, Eveline**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **74 (1965)**

Heft 8

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974869>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ter mir schritt eine alte Frau aus unserem Dorf, die ihre Tochter besucht hatte. Mit ihren niedrigen Halbschuhen aus Gummi — dies ist das billigste Schuhwerk und wird hier von allen Frauen getragen — sank sie immer wieder im tiefen Schnee ein und kam nur mühsam vorwärts. Statt eines Mantels hatte sie eine dicke handgewobene Wolldecke um sich geschlagen.

Schon beim Ausgang des Dorfes stürzte ein vollbeladenes Maultier um. Hilflos lag es mit seiner schweren Last im Schnee. Drei Männer bemühten sich um das Tier, zwei fassten es von der Seite, einer am Schwanz — «tugg — tugg — tugg» versuchten sie es zu ermuntern und rissen es mit einem Ruck empor.

Weiter ging's, zuerst im Zickzack den Hang hinunter, dann geradeaus. Manchmal lenkte uns der Führer im Bogen um gefährliche Stellen herum, wo sich tiefer Schnee in Löchern angesammelt hatte. Weiss und endlos erstreckte sich das flache Hochtal zwischen den beiden Dörfern. Vereinzelt ragten jammervoll gestutzte Baumruinen zum Himmel. Es fing wieder an zu schneien, jeder sah nur gerade den Rücken des Vorangehenden. Die Glöcklein der Maultiere bimmelten leise. Nichts als weisse Flocken ringsum — das Gefühl für zeitliche und räumliche Grenzen schien sich aufzulösen, während wir weitermarschierten, ein paar dunkle Pünktchen im unendlichen Schnee.

EIN TAG IM FELDLAZARETT UQDH

Das vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz in der jemenitischen Wüste betriebene Feldlazarett wurde auf Ende Oktober aufgehoben, nachdem zwischen den sich bekämpfenden Parteien ein Waffenstillstand zustande gekommen war. Wir veröffentlichten im Laufe der letzten Jahre verschiedene Beiträge von Schweizer Aerzten, die dort im Einsatz standen. Dieses Mal möchten wir den Erlebnisbericht einer Krankenschwester bringen, den wir mit freundlicher Genehmigung der «Revue internationale de la Croix-Rouge» entnehmen. Noch bleiben drei fliegende Equipen von je einem Arzt und einem Pfleger in Jemen, um Verwundete an der Nordgrenze und im Raume von Sanaa medizinisch zu betreuen. Es ist zu hoffen, dass in nächster Zeit in diesem Lande, das durch den Bürgerkrieg grausam aus einer jahrhundertlangen Abgeschlossenheit herausgerissen wurde, alle Kräfte zu friedlicher Aufbauarbeit vereint werden.

Es ist erst 6.30 Uhr an einem Septembermorgen, doch die Sonne strahlt schon heiss auf die Zelte, und trotz Ventilator ist die Hitze bereits erstickend. Die Patienten in den chirurgischen Zelten bereiten sich auf den neuen Tag vor.

Diese Zelte sind keineswegs mit einem modernen Krankenhaussaal zu vergleichen. Die Patienten tragen ihre eigenen Kleider, die mehr oder weniger sauber sind. Am Fussende eines jeden Bettes liegt ein Sack mit Trinkwasser; auf leeren Kisten ist eine bunt zusammengewürfelte Sammlung von Küchengeschirr und verschiedenen Lebensmitteln ausgebreitet. Ueberall wimmelt es von Mücken.

Die Kranken? Da ist zum Beispiel Mahdi. Seine rechte Hand, von der drei Finger amputiert wurden, heilt nur langsam. Hier ist Mohammed Ali, der an einer schrecklichen Knochenmarkentzündung am Oberschenkel leidet. Und dann sind da Caïd, Ahmed, Al Chaïb. Alle drei sind mit ihrem Lastwagen auf eine Mine geraten. Dem einen wurde der Ellenbogen zerschmettert, der zweite hat Minensplitter in den Beinen, dem dritten wurde das Schienbein zermalmt. Dann kommen «Peter und Paul», zwei grosse Burschen mit

Apostelköpfen, zwei Freunde, die am gleichen Tag, am selben Ort verletzt wurden. Dem einen zerschmetterte eine Kugel den rechten Oberarmknochen, dem andern den linken. Daneben finden wir einige operierte oder verunglückte Beduinen und Najraner. Ausserdem sind da noch die «Sadig». Jeder Kranke kommt nämlich mit einem oder mehreren Freunden ins Lazarett, die sich im Lager niederlassen und, indem sie die Gastfreundschaft des Roten Kreuzes in Anspruch nehmen, ihre Freunde «pflegen»; das heisst sie bringen ihnen das Essen, waschen — manchmal — ihre Wäsche, transportieren ihre Betten je nach Bedarf in den Schatten oder in die Sonne oder zur Clinobox beziehungsweise in das Röntgenzelt. Anfangs ist man überwältigt von diesem Gewimmel und der mehr oder weniger wirksamen Hilfe, doch muss ich sagen, dass man sich bald daran gewöhnt und sie sogar schätzen lernt, denn sie nimmt uns manche Last ab.

Nach den Kranken ist es nun an der Zeit, die jemenitischen Hilfspfleger vorzustellen. Da ist zunächst Ismael, dann Ahmed und schliesslich Mohammed. Ismael hat die grösste Erfahrung in der Krankenpflege und ist auch der beste von den dreien. Die Fieber-

tabellen der Kranken bergen keine Geheimnisse mehr für ihn. Es ist nicht leicht, einem Jemeniten beizubringen, sich richtig einer Fiebertabelle zu bedienen. Einerseits fällt es ihnen nämlich schwer, die europäischen Ziffern zu lesen, andererseits ist ihnen der Zeitbegriff völlig fremd. Sie machen zum Beispiel keinen Unterschied zwischen dem 5. und 12. September. Das sind zwei Tage, weiter nichts. Um die Sache zu vereinfachen, werden die Daten arabisch auf ein Blatt geschrieben, und ein leicht verständlicher, ebenfalls arabischer Kalender hängt für alle sichtbar in jedem Zelt.

Nach der Temperaturmessung werden die Zelte gereinigt. Jeder der drei Helfer macht sich an die Arbeit. Ein Zelt zu fegen scheint nicht schwierig zu sein. Man muss aber mit den vielen Hindernissen rechnen, die auf dem Boden herumliegen, angefangen bei der zusammengerollten Decke bis zum Hirsemehlsack. Da ist allerhand wegzuschaffen! Neben mehreren Kilo Sand müssen Abfälle beseitigt werden, und obwohl die Kranken wissen, dass sie weder auf den Boden spucken noch Abfälle fortwerfen dürfen, liegen Dattelkerne, Zigarettentummel und anderer Unrat herum. Ismael und Ahmed beherrschen schon die Kunst des Fegens, dagegen hat Mohammed noch einige Schwierigkeiten.

Nun kommt der wichtigste Augenblick des Tages: Die Verbände werden angelegt. In allen drei Zelten wird diese fast feierliche Handlung zugleich vorgenommen. Nachdem die Hände sorgfältig gewaschen und gebürstet worden sind, wird vor den Zelten alles, was zum Verbinden einer grossen oder kleinen, einer sauberen oder infizierten Wunde notwendig ist, auf leeren Kisten, die nur diesem Zwecke dienen, geordnet. Hierzu ist durchaus nicht viel Material erforderlich. Wir haben den Bedarf auf das Mindeste beschränkt, denn wir mussten uns den Gebräuchen des Landes anpassen. Es ist nicht notwendig, «wie in der Schweiz» zu pflegen, sondern es wird so gemacht, wie es in Jemen üblich ist. Hauptsache, der Patient wird geheilt. Warum soll eine solche Heilung mit komplizierten Mitteln versucht werden, wenn es auch auf einfache Weise geht? Daher haben wir ein Minimum an Arzneimitteln, Instrumenten und Verbandmaterial ausgewählt, wobei wir nicht ausser acht liessen, dass die jemenitischen Krankenpfleger demnächst ihre neugewonnenen Kenntnisse in entlegenen Berggegenden anwenden müssen, wo sie die einzigen Vertreter der «medizinischen Wissenschaft» sein werden. Sie müssen also jene Mittel erhalten, mit denen die mannigfachen Leiden ihrer Landsleute erfolgreich behandelt werden können. In diese Arbeit werden sie im Feldspital eingeweiht, und darum ist die Stunde des Verbandwechsels so wichtig. Die Notwendigkeit der Asepsis wird besonders betont. Daher legt die verantwortliche Krankenschwester, die «Doktorin», in der ersten Zeit alle Verbände selbst an und erklärt den zuschauenden jemenitischen Hilfspfleger jeden Handgriff. Wenn sie sicher ist, dass die Jemeniten die Grundbegriffe beherrschen, dürfen sie nach und nach selbst üben und müssen das Gelernte zehn- oder notfalls zwanzigmal wiederholen, wenn die Gefahr besteht, dass durch

Unachtsamkeit oder Ungeschick die peinliche Sauberkeit des Verbandes in Frage gestellt wird. Diese Strenge, die zuweilen wegen Hitze oder Müdigkeit schwer einzuhalten ist, trägt bald Früchte. Die grossen und kleinen Wunden heilen langsam aber sicher, wie durch ein Wunder selbst solche, die so infiziert waren, dass man eine Amputation in Erwägung zog. Die Ergebnisse beweisen den Jemeniten, die leicht zu überzeugen sind, dass man recht hatte. Vertrauen entsteht, wächst und behauptet sich. Durch dieses Vertrauen kommt es zur Zusammenarbeit. Jeder bemüht sich, einen kleinen Teil zur Verbesserung der Gesamtlage beizusteuern. Die schon bewährten Pfleger zeigen den neuen die Grundbegriffe der Hygiene. Das struppige Haar der Krieger, in dem sich Staub und Ungeziefer einnisten, fällt der Schere zum Opfer, Kleider und Körper werden zusehends sauberer.

Nach dem Verbinden werden die Spritzen gegeben. Das besorgen die jemenitischen Pfleger mit besonderer Vorliebe. Nach Möglichkeit jedoch verabreichen wir Medikamente in Form von Tabletten oder Tropfen. Die Verdauungsorgane der Jemeniten sind übrigens unverwundlich, und es kommt höchst selten vor, dass sie die Medikamente nicht vertragen.

Es ist gegen elf Uhr morgens. Die Vormittagsarbeit ist beendet. Mit einem Seufzer der Erleichterung kehren die Helfer in ihre Unterkunft zurück. Es ist unerträglich heiss: fast sechzig Grad in der Sonne. Indessen weht ein leichter Wind und lässt hie und da eine feine rosige Sandwolke aufsteigen. Gegen Ende der Mittagsmahlzeit bricht plötzlich der Sandsturm los. In Sekundenschnelle sind der Tisch, die Teller und ihr Inhalt, sogar das Wasser in den Gläsern mit Sand bestreut, der zwischen den Zähnen knirscht... Fünf Minuten später herrscht eine drückende Stimmung. Der nördliche Horizont ist ockergelb, kupferfarbene Wirbel entfesseln sich. Papiere, Schachteln, schlecht befestigte Kleider fliegen davon, leere Konservenbüchsen rollen mit lautem Geklapper auseinander. Man schützt sich, so gut es geht. Die Zeltmasten ächzen, das flatternde Zelttuch knattert...

Wird das Zelt noch einmal standhalten? Und dann der Sand, dieser ewige Sand! Es nützt nichts, die Augen zu schliessen und die Lippen fest aufeinanderzupressen. Man schwitzt und wartet... Es bleibt einem nichts anderes übrig. Die Sandschicht auf dem Zeltboden wird immer dicker. Bangigkeit überfällt uns wie eine heisse Welle, das Herz verkrampft sich.

Dann kommen die Windstösse in grösseren Abständen und verlieren an Heftigkeit, auch die Wolken werden weniger dicht. Das Getöse ebbt allmählich ab, man wagt, die Nase hinauszustrecken. Das Lager ist fast unbeschädigt. Für heute ist der Sturm vorüber.

Gegen vier Uhr erwacht das Feldspital zu neuem Leben. In der Krankenabteilung erreicht die Tätigkeit ihren Höhepunkt. Da es weniger heiss ist und die Schatten länger werden, holen die «Sadig» ihre Freunde aus den Zelten, in denen es noch erstickend schwül ist. Es ist die Stunde für Heilgymnastik. Die so lange ohne Bewegung gebliebenen Arme und Beine müssen wieder benutzt werden; auch die zusammengeschrumpf-

ten Lungen sollen wieder in Uebung kommen: eins, zwei, Beine hoch, Beine senken, Beine hoch . . . ! Und alle zählen auf arabisch mit, um die Uebenden zu ermutigen. Es ist auch die Stunde der Geselligkeit par excellence: Man spricht vom Krieg, von den Wundern Europas, von den Familienangehörigen, den Krankheiten. Die Gelegenheit ist günstig, um den daran Interessierten die Grundbegriffe der Anatomie und der Physiologie beizubringen. Bald ist die Krankenschwester von etwa dreissig Männern umringt, die aus dem ganzen Lager zusammengekommen sind, um ihr zuzuhören oder eine Ansicht zu äussern. Welch sympathische, lächelnde, wissbegierige Versammlung, die voller Vertrauen ehrfürchtig lauscht! Natürlich muss die «Doktorin» hier ein Glas Tee, dort eine Tasse gepfefferten Kaffee trinken, einige trockene Datteln kauen oder eines dieser köstlichen arabischen Plätzchen annehmen, die auf einem heissen Stein gebacken wurden, oder aber sie wird eingeladen, eine pikante Sauce aus der gemeinsamen Schüssel zu kosten.

Und dann kommt die Stunde der Wasserausgabe. Alle Gesunden stürzen mit ihren leeren Wassersäcken und Kannen zur Wasserstelle. Da das köstliche Nass äusserst knapp ist, muss es für die Einheimischen rationiert werden. Es läuft zwanzig Minuten am Tag. Man hat genug zum Trinken, aber kaum genug zum Waschen. Dies ist jetzt der Augenblick, um den jemenitischen Pflegern beizubringen, wie man eine richtige Krankentoilette vornimmt. Das ist nicht so einfach, denn sie sind gewohnt, sich einen Eimer Wasser über den Kopf zu giessen und in der Pfütze zu planschen. Ist ein Kranker ans Bett gefesselt, so geht das natürlich nicht; selbst in einem Land, wo alles so rasch trocknet, wäre diese Art des Waschens unmöglich.

Und dann muss man den Jemeniten zeigen, wie man Seife verwendet. Seife wird zwar sehr geschätzt, ist aber nicht genügend bekannt.

In Jemen bricht die Nacht schnell herein. Bald beginnt der Dynamo zu summen, die Lichter blinken kettenweise auf. In den Zelten verbringt man die Zeit mit Kartenspiel, man hört Sendungen aus dem eigenen Transistorradio und isst dabei mit den Fingern den vom Mittagessen übriggebliebenen Reis. Andere sind bereits schlafen gegangen: Hier liegen zwei in Decken gehüllte Gestalten, die eine auf dem Bett, die andere darunter, und zwar liegt der «Sadig» im Bett und der Kranke auf dem Boden, weil er nicht gewohnt ist, hoch zu liegen, und im Traum herunterfallen könnte. Doch wenn der Krankenpfleger kommt, um als letzte Verrichtung Schlaftabletten zu verteilen, werden alle wach und stöhnen vor Schmerzen. Aber aufgepasst! Die Jemeniten sind versessen auf Tabletten, und wenn man nicht acht gäbe, verliessen sie alle das Feldspital als Tabletten süchtige. Zum Glück lernt man sehr bald unterscheiden, wer wirklich leidet und wer Komödie spielt. Da heisst es unnachgiebig sein!

Hat man allen eine gute Nacht gewünscht, so zieht man sich zurück, indem man über die ausgestreckten Körper steigt, um unter den Sternen schlafen zu gehen. Oh, diese jemenitischen Sterne, sie lassen einen den Sandsturm, den Schmutz, die Mücken und die Hitze ertragen. Man sieht hundert-, ja tausendmal mehr Sterne als in Europa. Welch ein Segen, friedlich einzuschlummern in der unendlich weiten Wüste, die merkwürdig still erscheint, obwohl wenige Schritte entfernt wilde Krieger kämpfen . . . Und über uns halten die Sterne Wacht.

Eveline Darbre

DER GLETSCHERABBRUCH IN MATTMARK

Am Staudamm von Mattmark stehen die Baumaschinen still. Seit der Katastrophe vom 30. August sind sie ausser Betrieb. Sie werden schweigen, bis der letzte Tote geborgen ist. So fordert es die Bevölkerung des Saastals, so verlangt es die Ehrfurcht vor den Toten, die das Eis noch immer nicht freigegeben hat. Schon werden die Nächte länger, fällt in der Höhe der erste Schnee. Für die Menschen, die in Mattmark im Einsatz stehen, um die Verschütteten zu bergen, hat ein Wettlauf mit der Zeit begonnen. Sie setzen alles daran, um vor Einbruch des Winters die Bergungsarbeiten zu beenden.

«Streiflichter . . .» — so überschrieben wir den Bericht über eine Blutspende unter den Arbeitern am Staudamm Mattmark, der in der Oktobernummer des vergangenen Jahres in unserer Zeitschrift veröffentlicht wurde. Nochmals sollen die Bilder von damals an uns vorüberziehen: . . . ein warmer Sommertag im Juli, Rotkreuzfahnen auf dem hohen Mast vor der Kantine in Zermeigern, eine grossangelegte Blutentnahme als Zeichen der Solidarität, weil dort oben, wo die Arbeit mit unzähligen Gefahren verbunden ist, ein jeder für den anderen mitverantwortlich sein muss. «Siamo tutti fratelli,» so appellierte man vor mehr als Jahresfrist an